

Sonntagsfreund

Illustrirte Gratisbeilage zur Oberschlesischen Volksstimme.

Nr. 12.

Sonntag, 22. März.

Jahrgang 1896.

Trenlos!

Von E. Brand.

(Nachdruck verboten.)

Herr Tauler eilte herbei und stellte sich als Arzt vor und leistete dem Verunglückten sofort mit vielem Geschick den ersten möglichen ärztlichen Beistand.

Der Fürst des kleinen, aber anmutigen volkreichen und ergiebigen Landes war der Inasse des Gefährts!

Derselbe war ein leutseltiger, in der Sorge um das Wohl seiner Landesfinder aufgehender Herr. Die Verunglückung des Knaben ging dem hohen Herrn so zu Herzen, daß er den Doktor bat, den kleinen Patienten in einem seiner Wagen, welcher wenige Minuten später ebenfalls an Ort und Stelle vorbeikam, in die Residenz zu begleiten und in Kur und Pflege zu nehmen.

Die Kur gelang ihm glücklich. Der Knabe genas und Herr Tauler wurde als Hofmedikus ernannt.

Stolz blickte der ehemalige arme, Hirtendienst suchende Burische auf seine geschickte Hand und er freute sich lächelnd seiner körperlichen Schönheit!

Undank und Trenlosigkeit hatten ihm Glück und Segen gebracht; wäre er nicht undankbar und treulos geworden, so säße er in dem traurigen Nest bei den beiden verwöhnten, zartgebauten Frauen, um Gattin und Schwiegermutter zu ernähren und in „kleinstädtischer“ Abgeschmacktheit zu verkommen, während ihm heute alle Welt und mit dieser das Honorar der Reichsten zuzog, und er noch dazu an der Seite einer glückseligen, stolzen und eleganten Gattin auftrat, als wäre er selbst ein Fürst. Nein, das waren die Weisen, welche sich auf den Stufen der Rücksichtslosigkeit empor schlangen, unbekümmert um jene, die auf diesem Wege unter denselben zu-

gründe gingen, von jeher gewesen. „Sie hätten den Kaver doch nicht verabschieden sollen, meine Liebe! Er ist jedenfalls ein Genie, denken Sie nur, er ist schon Hofmedikus und in dieser Jugend!“ sprach eine jener Wohlwollenden, die in der Regel doch nur das Gvagefchlecht fertig bringt, zu Eugenie, welche es seit anderthalb Jahren etwa soweit gebracht hatte, wieder ohne Krücken gehen und ohne jenen herzzerbrechenden Seufzer, die der beständigen Angst um etwas Ungekanntes, Unbestimmtes und der Schwermut entquellen, atmen zu können.

Eugenie erwiderte gar nicht hierauf. Seinen Namen wollte sie ja nicht mehr aussprechen, aber auch nicht brandmarken bei der Malitiosen, die vielleicht sogar wußte, daß sie die schmachlich Verlassene war.

Theodora aber, der das Mutterherz beim Anblick der geknickten Blume stets von neuem in aufwallendem Tone übersprudeln wollte, wenn wieder eine Nachricht von dem unverfälschten Glück an ihr Ohr

schlug, konnte diesmal die gefährlichen Wellen nicht dämpfen und rief im höchsten Schmerze aus: „Wie, o Herr, die einen strafest du nach deiner Gerechtigkeit, und die andern lässest du die Früchte ihrer Schändlichkeit in vergoldeten Schalen, mit Honigseim begossen, genießen!“

„O teure Mama! verfühnte dich doch nicht, weißt du nicht, daß er der Herr und Schöpfer ist, der mit seinen Geschöpfen walten kann nach seinem Ermessen! Daß doch alles ruhig wachsen bis zur Ernte!“

O, wie gerne hätte das leidenschaftliche Mütterchen ein wenig gejätet und an dem Unkraut, das sich der Herr zur Ernte aufzuheben schien, „ausgegrast“, und wenn sie bis zu Herrn Taulers fürstlichem Gönner hätte gehen müssen, um denselben den edlen Charakter seines

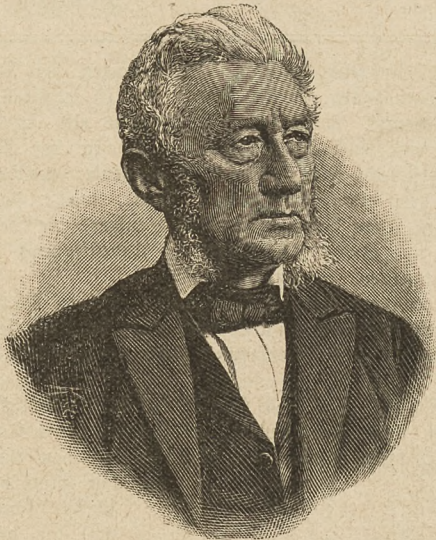
Günstlings zu schildern, aber die sanfte



Die Stütze der Großmutter. Nach dem Gemälde von J. Sonderland.

Tochter wehrte ihr stets mit heilsamer Gottergebenheit und im Sinne jener echten Reue über die eigene Schuld ab. — „Laß doch denselben jähen und grazen, dem der Weizen gehört“, mußte Eugenie immer wieder beschwichtigen, und Theodora dankte dann auch jedesmal, wenn die Wallungen des schwergekränkten Herzens sich gelegt hatten, dem gütigen Vater im Himmel, der ihr einen Engel der Sanftmut und der Friedfertigkeit in ihrem eigenen Kinde geschenkt hatte.

Sie war von rührender Schönheit, die todesblasse Dulderin, deren Antlitz nie mehr die rostige Farbe der Gesundheit und der Jugendfrische bescheinen sollte. Weiß und rein war ihr Teint und die sanfte ergebene Behmut, welche die feinen Gesichtszüge umlagerte, sprach mehr denn Worte von dem, was in dem jun-



Dr. Ludwig August Brühl. (Siehe S. 90.)

gen Herzen gestorben war — der Glaube und das Vertrauen an die Menschheit. — Wenn je irgendwo Schillers Worte „Aus Gemeinen wird der Mensch gemacht“ passend anzuwenden sind, so war dies bei dem jungen Tauler der gerechteste Fall, und — auch er nannte ja, wie schon gesagt, die Gewohnheit seine Amme, die Gewohnheit, Glück und Wohlthaten unverdient zu empfangen.

Ihr frommes, sanftes Auge so voll Demut und Selbstkenntnis, so voll guten Willens, von nun an die zeitlichen Strafen, die Gott der Gerechte für sie aufgespart, um sie einstens unter dem geläuterten, gesäuberten Weizen in seine Schöne sammeln zu können, mit Stachtmuth zu tragen, verlieh ihrem ganzen Wesen einen seltenen, fast überirdischen Liebreiz.

Fast that es ihr leid, körperlich nicht mehr so Leiden zu dürfen, und mit dem heiligen Willibald rief sie: „Hier brenne, hier schneide, o Herr! Nur verschone meiner in der Ewigkeit.“

Zu ihrem ersten Gelübde ist sie nicht zurückgekehrt. „Ich bin nicht wert, eine Gottesbraut in dem einstigen Sinne zu werden. Er hat mir den Weg zur Buße in der unfreiwilligen, durch meine Treulosigkeit verschuldeten Armut, in dem beständigen Kampf mit dem Leben vorgezeichnet!“ sagte sie. Und gewiß! sie hatte einen dornenvollen Weg zu wandeln; sich und die geliebte Mutter zu ernähren mit ihrer Hände Arbeit, war nun ihre Lebensaufgabe, und sie löste dieselbe mit unermüdlichem Fleiße, mit stetem Eifer.

„Noch einmal mußt du bessere Tage sehen, mein süßes Kind!“ sprach Theodora öfters. „Gott ist getreu und hält, was er verspricht, denen, die Vater und Mutter ehren, muß es einmal wohlgehen auf Erden!“

„Wenn sie keine andere Schuld des Ungehorsams zu bezahlen haben!“ erwiderte Eugenie hierauf. „Nein, Mütterchen, mir ergeht es über Verdienst gut.“

Theodora hatte einstens gemeint, ihr Kind selbst so glücklich

machen zu können, daß es auf duftenden, dornenlosen Blumen wandeln könne, und die Entbehrungen niemals zu kosten bekomme, und nun mußte es neben angestrengter Arbeit Entbehrung aller Art erleiden! Ach, das drückte das Mutterherz unaufhörlich, und ihr inständiges Gebet war um Nachlaß dieser harten zeitlichen Strafen für dasselbe.

* * *
Es war an einem schönen, köstlich frischen Sommersonntag, an welchem die Lerchen zum Herrn aufjubelten, die Blumen dufteten und Wälder und Fluren in herrlicher Morgendämmerung wachten. An diesem holden Morgen erstieg Eugenie mit einigen Freundinnen einen in der Nähe der Stadt gelegenen anmutigen Hügel.

Ein kleiner schattiger Buchenhain krönte denselben und von den hohen Nisten der Bäume überragt stand eine wunderschöne Muttergotteskapelle darauf.

Dahin wallfahrteten die Mädchen miteinander so in aller Frühe. Es wurde eine feierliche heilige Messe dort gelesen heute. Sie waren nicht die einzigen, die den Hügel erstiegen, um an dem schönen Orte, welchen frommer Sinn verehrend der Allerheiligsten geweiht, zu beten. Nein, von allen Seiten her erstiegen Wallfahrer den sammetgrünen Hügel in größeren und kleineren Scharen. Es war ja auf heute die Feier des Festes Maria Heimsuchung, welchem Gedanken die Kapelle gewidmet und geweiht war, verlegt worden. Ein wunderschönes Delgemälde stellte die Gebenedeite unter den Weibern dar, wie sie von ihrer Base mit heil. Jubel empfangen wird.

Rund um den Berg herum konnte man von allen Seiten her lautes Gebet, erhabenen Gesang vernehmen.

Nach dem Gottesdienst und der Festpredigt lagerten sich die müden Wanderer im schattigen Buchenhain auf den dort angebrachten niederen Bänken und nahmen Erfrischungen zu sich. In dieser Zwischenzeit von Morgen- und Mittagsgottesdienst wurden damals an diesem Tage hübsche, fröhliche, erhabene Spiele gemacht, welche allerdings in späteren Zeiten sich zu weit, bis zu Vergnügungen weltlicher Art ausdehnten und deshalb strenger beschränkt werden mußten.

Eugenie nahm an diesen Spielen nicht teil. Wo immer sie konnte, legte sie sich Entsagung auf.

Sie setzte sich auf eine einsame Bank und schaute dem fröhlichen Treiben zu.

Nach Verlauf von einer halben Stunde gesellte sich eine ältere fremde Dame zu ihr, und nachdem die beiden einige übliche freundliche Worte mit einander gewechselt hatten, brückte die jedenfalls vornehme Fremde ihre Verwunderung darüber aus, daß sich ein so junges Fräulein, wie Eugenie, nicht an den Freuden der andern beteilige, und als diese erröthend meinte, sie freue sich an der unschuldigen Lust der anderen, fuhr die Dame fort: „Sie sind allerdings nicht die einzige, die sich dem harmlosen Treiben ferne hält; sehen Sie nur, dort drüben der blasse junge Mann mit dem kummervollen Gesicht steht noch einsamer und theilnahmsloser dabei als Sie!“

Eugenie blickte mechanisch zu den Herrengruppen hinüber und sagte dann:

„Der Herr hat recht, nicht mitzuthun. Die Männer gehen gerne zu weit in der Belustigung und das paßt nicht zu einer so erhebenden kirchlichen Feier.“

Wohlgefällig blickte die alte Frau auf das junge, durchsichtig weiße Mädchen.

„Sie scheint echt zu sein, diese holde, ungewöhnlich hübsche und seltene Blume!“ flüsterte sie leise in sich hinein.

Eugenie war erstaunt, als die Dame dem beschriebenen Herrn freundlich winkte, und dieser wie gehorsam zu ihr herüberschritt.

„Er ist mein Sohn,“ stellte sie ihn vor.

Eugenie erwiderte freundlich dessen Gruß, und bald waren alle drei in ein Gespräch über Land und Leute, Sitten und Gebräuche vertieft, welches zum Schluß wieder auf die Vergnügungen auf der schattigen Höhe kam.

Der nicht mehr so junge Mann, wie die liebende Mutter von ihm meinte, äußerte sich im allgemeinen wohlwollend darüber: „Wenn keine Ueberschreitungen vorkommen!“ meinte er, „so darf sich der Mensch gerne der Heiterkeit hingeben, auch sie gehört zum Menschenleben, gleichwie der Sonnenschein die Nacht vertheilt!“

„Warum spielen sie dann nicht mit?“ fragte Eugenie rasch. „Gerade weil unter den Männern gerne Ueberschreitungen des Maßes vorkommen. Damit aber will ich den Tag des

Herrn nicht entheiligen helfen und verzichte lieber ganz darauf!"

Diese Worte berührten Eugeniens Herz mit warmer Freude. So gab es doch immer noch Männer, die den Tag Gottes so heilig hielten, daß sie einem anfangs harmlosen Vergnügen lieber ganz entsagten, als daß sie Gefahr liefen, in etwaige zu weit gehende Ausdehnung desselben zu geraten.

"Er hat zu viel gelitten, als daß er oberflächlich sein könnte!" flüsterte die alte Frau vertraulich.

Eugenie wußte, wie mittheilbar der Schmerz einer Mutter um ein leidendes Kind ist; auch die ihrige hätte im Augenblick der Wallungen die ganze Welt für ihre verrathene Tochter interessiert oder gar ins Feld rufen mögen.

Sie aber befürchtete wahrhaftig, von der redseligen Dame in ein Thema gelenkt zu werden, wo sie das Erlittene ihres Sohnes erfahren sollte und davor graute ihr. Nein, von Seelenleiden mochte sie heute nicht sprechen hören, sie hatte mit dem eigenen vor der himmlischen Mutter so ernstlich aufzuräumen gesucht, daß sie zum erstenmal um das fortwährende Wohlergehen des Vernichters ihres Lebensglückes gebetet hatte, und nun sollte sie vielleicht ein neues Beispiel menschlicher Gemeinheit erfahren und damit neue Bitterkeit, neue Verachtung gegen die ganze Gesellschaft empfinden. Daß seine Leiden weder körperlicher, noch materieller Art waren, sah man ihm an; er war zwar etwas bleich, aber stark und gesund, das hatte er im Laufe des Gesprächs selbst gesagt und als er vorhin seine Börse, einen locker gehäkelten, reich mit Silberperlen verzierten, sogenannten Zwergsack aus der Tasche genommen, um einem armen Krüppel, deren es heute genug hier oben Almosen sammelnd gab, ein Geschenk zu reichen, da blinkte dieselbe von eitel Gold. Der hatte ein Kapital, von dem sie und ihre teure Mama Jahre lang hätten leben können.

Eugenie erhob sich und sprach wehmütig lächelnd: „Ich will nun zum Kirchlein zurückkehren; es möchte später an Platz mangeln dort, und da ich bald nach Hause will, so wäre ich unglücklich, wenn ich nicht noch vorher Abschied genommen hätte von dem Gotteshause!"

Sie verneigte sich und ging zurück zu der Mutter der schönen Liebe. Allein die alte Dame schien ein besonderes Wohlgefallen an dem eigenartigen bescheidenen Mädchen zu haben: „Bitte, nehmen Sie mich mit!" sprach sie, „auch wir wollen bald hinunter nach der Stadt, wir haben noch kein Nachtquartier bestellt und möchten dies zeitig thun!"

Die beiden Frauen gingen nun mit einander der Kirche zu, und der feine Herr folgte ihnen sinnend von Ferne nach, um sich ebenfalls dort einzufinden. Er schien von einem seltsamen Gefühl bewegt zu sein. Leise flüsterte er seiner schon in Andacht versunkenen Mutter ins Ohr: „Sollte die gnadenvolle Mutter der Heimsuchung deine Bitte hier erhören wollen?"

Nach der Vesper sammelte Eugenie ihre Wallfahrtsgenossinnen, um nach der Stadt zurückzukehren. Die beiden Fremden aber schlossen sich den Mädchen an und halsen andächtig beten.

Einmal dort angelangt, beschrieb Eugenie denselben die keineswegs so kleine Stadt, wie sie von einem verächtlich genannt wurde, und nannte ihnen ein Hotel, in welchem sie gut versorgt waren, ohne ausgebeutet zu werden.

"Sie müssen uns erlauben, mein Fräulein, Ihnen morgen unsern Dank für die freundliche Auskunft abzustatten und auch Ihre Frau Mutter kennen lernen zu dürfen," bat die Dame.

Eugenie nannte nun auch ihre Wohnung samt der Straße, in welcher sich selbe befand, und eilte dann zu ihrer sie schon mit Sehnsucht erwartenden Mutter. Sie erzählte derselben die Bekanntschaft und deren zähes Bestehen auf näheres Bekanntwerden.

Und sie kamen andern Tags richtig beide, Mutter und Sohn. Letzterer stellte sich als Besitzer einer kleinen Fabrik vor. Er gab an, Geschäfte hier zu haben, und sich einige Zeit an Ort und Stelle aufhalten zu müssen. Das hatte zur Folge, daß Mutter und Sohn immer wieder um die Erlaubnis baten, wieder kommen zu dürfen.

Sie schien sich so behaglich zu fühlen bei den beiden gebildeten, jedenfalls über den jetzigen Verhältnissen erzogenen Frauen, die alte gutmüthige Dame, daß sie so viele Stunden bei denselben verbrachte.

Und, wie viel wußte sie von ihrem Sohne, dessen rentablem Geschäft und dessen guten Eigenschaften zu erzählen.

Theodora und Eugenie wußten nun freilich längst, daß Herr Seifritz, so hieß der Fabrikant, Witwer war, welcher vier unerzogene Kinder hatte, denen er als ein zärtlicher, gewissenhafter

Vater gern eine zweite christliche Mutter gebracht, wenn er nur eine nach seinem Wunsch gefunden hätte. Das war sein Kummer, die Sorge, die ihn drückte. Er konnte unmöglich wieder eine Dame brauchen, die vielmehr dem Salon als den Kindern und der Häuslichkeit lebte; hatte er doch schon zu viel gelitten während seiner sechsjährigen Ehe mit der trotz alldem zu früh verbliebenen ersten Gattin, welche ihr eigen Fleisch und Blut, die Seelen ihrer unschuldigen Kinder, der Fürsorge fremder Personen überlassen hatte, um selbst ausschließlich der Gesellschaft, den Festlichkeiten und den feinen Umgangsformen leben zu können.

Eugenie hatte demüthig geschwiegen zu all den Auseinandersetzungen und sogar Theodora hierzu betrogen durch Blick und Wort. Ach, sie wußte wohl, was sie und die Mutter einstens dem gesellschaftlichen Vergnügen geopfert. Die höchsten und heiligsten Güter hatten sie erkalten lassen in ihrer Brust, weil eben auch das Maß überschritten worden war.

Aber auch über die weiteren, nur zu deutlichen Anspielungen schwieg sie. Nein! ihr Leben, ihr Sein und Wesen wurde keinem wankelmüthigen Geschöpfe mehr anvertraut. Lieber einsam, arm und verlassen wollte sie sein, als noch einmal einem Manne vertrauen.

So standen die Umstände und die Gesinnungen, als Herr Seifritz und dessen Mutter Abschied von den lieb gewonnenen Damen nahmen, und Eugenie war froh, daß keine eigentliche, ausgesprochene Werbung vonseiten des ersteren erfolgt war.

So durste sie doch schweigen über den Grund ihrer Vertrauenslosigkeit zu den Menschen, und die Andeutung oder gar Aufdeckung widerfahrner, schmählicher Treulosigkeit und schwarzen Undanks blieb ihr erspart.

Sie dankte wahrlich Gott darum!

Nur wenige Tage nach der Abreise von Mutter und Sohn langte jedoch ein „langmächtiger" Brief von dem jungen Witwer an, welcher Eugenie sagte, daß derselbe alles wisse, was sie erduldet, und ihrem einst so grausam betrogenen Herzen den wärmsten Anteil entgegen bringe.

Zugleich wies Herr Seifritz auf das, wie er es ansehe, durch die liebende Vermittlung der den Witwen und Waisen ganz besonders geneigten himmlischen Mutter eigentümliche Zusammenreffen und das hierauf folgende schöne Bekanntwerden mit ihr hin.

Kurzum, er suchte sie mit feinem Takt und ausgefuchter Präzision zu seiner eigenen Ueberzeugung zu bringen. Die liebe Frau von der Heimsuchung habe ihm an ihr eine liebevolle Mutter für seine Kinder, eine häusliche Gattin gezeigt.

Das war freilich ein ganz anderer Heiratsantrag als der erste; aber Eugenie wollte einmal von einer ehelichen Verbindung nichts hören, obwohl ihr Theodora zusprach, die Hand anzunehmen, die sie voraussichtlich aus jeder herben Zukunft hob.

Freilich, die Verpflichtungen, die ihr da mit der reichen Versorgung geboten wurden, waren nichts weniger als verlockend, da es ja eine viel heißere Sache ist, anderer Kinder zu erziehen, als die eigenen.

Eugenie ließ Wochen vergehen, ehe sie sich nur zu einer Antwort entschloß, und als sie endlich doch zur Feder griff, lautete dieselbe zum großen Schmerze Theodoras verneinend.

Aber Herr Seifritz ließ sich nicht entmutigen, er kam wieder in ihr armes, reinliches, trautes Stübchen und brachte diesmal einen Anwalt seiner Sache mit, welcher dem hartgeprüften Mädchen die Erfüllung seiner Bitte als ein Werk der Barmherzigkeit, der christlichen Nächstenliebe und dadurch auch der Sühne für frühere Zetteln vorstellte. Dieser Anwalt war ihr Seelsorger, den sie schon früher um Rat gefragt und der nun auch von Herrn Seifritz aufgesucht worden war. Die ehrlichen Absichten desselben bestimmten ihn, Eugenie zuzusprechen und damit den Waisen eine christliche Erziehung zu sichern. In diesem Sinne wurde Eugenie nunmehr die Gattin des jungen Witwers, und in diesem Sinne richtete sie ihr Leben in liebender Fürsorge für Vater und Kinder ein. Sie erfüllte nicht nur die leere Pflicht, für körperliches Wohlbefinden und angemessene Kleidung zu sorgen und zu denken, sondern richtete deren Geist und Sinn hauptsächlich auf die Religion, diese edle Bilderin der Herzen.

"Wie glücklich hast du mich gemacht!" rief Herr Seifritz oft im reinsten Gefühl der Freude, des Friedens und des Besorgtheins aus; „denn siehe, meine Kinder genießen auch jene Zärtlichkeit von dir, welche sonst nur die leibliche Mutter geben zu können vermeint."

Es war, wie er sagte; unter den Kindern war sie selbst wieder Kind und machte frohe Spiele mit denselben. Kam einmal

Ungehorsam oder Unart vor, so war sie eine milde Richter, die die Strafe mit Liebe als Besserungsmittel und nicht im Zorn als Züchtigung anwandte.

Bei alldem blieb Eugenie ja noch immer viel Buhübung übrig, da dies Leben niemals und in keinem Verhältnisse nur Rosen bringt.

Nach einigen Jahren verkaufte Herr Seifritz seine Fabrik,

wie sie hörte, die wenigste Zeit daselbst.

Er war indessen zum Leibarzt des Fürsten avancirt und bereiste mit demselben fremde Länder mit mildem Klima. Da war es mehr als wahrscheinlich, daß ihr der Anblick des Skorpions ihrer Jugendzeit für immer erspart blieb, und wenn es trotz alldem sein sollte, so hatte der Edelste, den je die Erde trug, seinen Mördern ohne Groll, ja mit verzeihender Liebe in die Augen ge-



Das fatale Trinkgeld. Nach dem Gemälde von J. Weiser.

um eine größere, ausgedehntere in der Nähe der Residenz B...s zu erwerben.

Mit schwerem Herzen, ja mit Bangen zog Eugenie in das Land und in die Nähe desjenigen, der dort das scheinbar unwandelbarste Glück, gebaut auf Treulosigkeit und Undant, genoß und den wiederzusehen ihr peinliche Verlegenheit bereitet hätte.

Doch die Residenz war ja groß und es mochte Jahre dauern, bis man einem Bekannten unaufgesucht begegnete, auch war er,

blickt. Gleich ihm wollte sie in einem solchen Falle handeln.

Theodora war die Glückliche von allen über den Wechsel, und sie vergaß sogar den Groll gegen Faber Tauler bei dem Anblicke der edlen Aufgabe Eugeniens und der großen, echten Dankbarkeit ihres Gatten. Derselbe verehrte und schätzte sie ja wie ein höheres Wesen und war beständig darauf bedacht, ihr Freude zu machen. Auch Theodoras Tage hatte Herr Seifritz sicher gestellt und sie lebte fortan mit Eugenie als eine Mutter



Mondaufgang auf Rügen. Nach dem Gemälde von Hans von Bartels.

jener Armen und Notleidenden, die vor den Augen der Welt ihre Lage verschämt verbergen.

Noch einmal aber sollte sie in Angst und Besorgnis um ihre Einzige geraten und noch einmal die schwere Pein verschuldeter Strafe an dem empfindlichsten Teil ihrer Gefühle und ihres Lebens erdulden.

Eugenie hatte eine jener bängsten Stunden durchzumachen, die selbst der liebevolle Heiland als Behestunden bezeichnet und zwar mit solchen Schwierigkeiten, daß sie bereits von einigen berühmten Ärzten ratlos umstanden wurde. Man sprach von einer unvermeidlichen lebensgefährlichen Operation.

Gott im Himmel! welch namenloses Leid brachte das über die schwergeprüfte Mutter und über die ganze Familie Seifritz.

Alles lag auf den Knien und betete weinend um Hilfe von oben.

Freunde und Freundinnen des Hauses kamen, um zu fragen und zu raten, wo die Praktiker unschlüssig waren. Jeder wollte noch einen besseren, geschickteren Helfer wissen. Eine alte bejahrte und im Hause beliebte Frau, welche jedoch keineswegs in die Jugenderlebnisse der in Todesgefahr schwebenden Frau eingeweiht war, drang sogar bis zu der Kranken selbst vor und bat sie, doch noch einen Arzt beizuziehen, der früher das größte Vertrauen besessen und wahre Wunder gewirkt habe, jetzt aber durch eigenes Verschulden, Brutalität oder Uebermut gegen die Patienten, selbst gegen die Höchsten, so aus der Mode gekommen sei, daß er vergriffen in einem Winkel der Stadt wohne. „Wenn einer helfen kann, so ist es dieser Doktor und sie thun dabei noch ein gutes Werk, der Mann ist arm und hat eine starke Familie!“ schloß sie ihre Lobrede auf den Ausbund von Geschicklichkeit.

Herr Seifritz war sofort bereit, auch noch diesen Doktor beizuziehen und schickte sich eben an, in den kleinen Salon zu gehen, um mit den dort anwesenden, sich beratenden Ärzten Rücksprache zu nehmen. „Wie heißt er?“ fragte er noch geschwind zurück.

„Dr. Faber Tauler!“

Vom Krankenlager her ertönte ein Schrei des Entsetzens. — Eugenie lag in tiefer Ohnmacht.

„Nein, mein Lieb! so wird dich der liebe Gott nicht in die Hände der Treulosen geben, daß am Ende nur sie dich retten können!“ tröstete der erschrockene, liebevolle Mann.

„O Maria, Mutter der Gnaden, gestatte, daß ich dich mit ihr heimfuche in deinem Gnadenort, wo ich sie gefunden!“ flüsterte der brave Mann leise und betrachtete diesen Herzenserguß als ein heiliges Gelübde.

Voll Vertrauen auf ihre fürbittende Hilfe ließ er die anwesenden Ärzte gewähren.

Die Operation wurde glücklich und mit weniger Schwierigkeiten vollbracht, als man befürchtet hatte.

Als Eugenie aus tiefer Ohnmacht erwachte, war dieselbe überstanden.

Im folgenden Jahre wallfahrteten an Maria Heimsuchung Herr und Frau Seifritz den schönen Hügel hinan, der in der Nähe von Eugeniens Vaterstadt lag, und lobten das Heil der Kranken mit Herz und Mund.

Theodora war zu Hause geblieben, um die kleine, allerliebste Enkelin zu hüten, welche ihren Namen erhalten hatte, und die später in der Blüte der Jugend, in der Reinheit des Herzens, das durchaus unberührt von jedem Erdenwunsche geblieben, in das Kloster der Cistercienserinnen eintrat, in das einstens ihre Mutter zu gehen gelobt hatte. Wie treu diese Theodora ihrem Seelenbräutigam geblieben, beweist wohl der Umstand, daß sie heute Abtissin desselben Klosters ist.

Und Herr Tauler!

Nun, er war eben immer übermüthiger geworden in seinem Glück und hatte sich selbst für unentbehrlich, unerseßlich gehalten, selbst seinem hohen Gönner gegenüber. Allenthalben hatte er sich anmaßend und so herausfordernd benommen, daß er eines schönen Tages, ganz in Ungnade entlassen, nach der Residenz zurückkehrte, um in verhältnismäßig kurzer Zeit vergessen zu werden. Selbst von der mittleren Klasse wurde der einst Gehätschelte nicht aufgesucht. Er hatte sich in seinem Glück niemals, auch wenn er es gekonnt, um einen, wie er meinte, dem gemeinen Stande Angehörigen angenommen, er, dessen Standesabkunft ungenannt und ungekannt war. Nun wollte dieser Stand auch nichts von ihm wissen. Jetzt klagte er die Welt als undankbar und treulos an, er, der in seinem Leben keine andere Tugend geübt, als gerade diese beiden.

Mit dem ehelichen Frieden war es von dem Tage des Falles

an auch vorbei. Vorwürfe, Zank und Streit versalzten ihm jeden Tag das Mittagsbrot und ein unzufriedenes, mürrisches Gesicht reichte sein Nachteffen her. Welch ein gerütteltes Maß voll Ueberdruß war nun sein Teil!

Keines der Seinen liebte ihn.

Jedes hegte stillen oder offenen Groll gegen ihn, die Ursache der Verarmung. Auch seine Kinder waren „undankbar, treulos“, wie er die von der Mutter und der Erfahrung eingepflanzte Bitterkeit derselben nannte.

Immer tiefer ging's hinunter die Stufen der Demütigungen, welche selbstverschuldete Armut bringt.

Herr Tauler wurde leberleidend und seine Frau bekam Lungenhusten, und nun kam der ungebetene Gast Entbehrung täglich zu Tisch und unterhielt die abgegräunte Gesellschaft mit höhnisch grinenden Lippen.

Die großen Kinder suchten sich ihr Brot auswärts, die kleinen aber, die in der Armut noch nachgekommen waren, wußte man kaum zu nähren, viel weniger anständig zu kleiden.

(Schluß folgt.)

Die Franzosenbrant von Krems.

(Nachdruck verboten.)

Nach der großen und blutigen Schlacht bei Wagram am 6. Juli des Jahres 1809 wurden die Franzosen Herren des linken Donauufers. Die Kremser wußten von der Niederlage der kaiserlichen Armee nichts, im Gegenteil, sie glaubten den Siegesnachrichten, welche von Mund zu Mund gingen, und erst als am 9. Juli um 4 Uhr nachmittags 300 berittene französische Grenadiere über Rohrendorf in Krems ankamen, da wußten sie wie viel es geschlagen habe. Damals machte sich der Bürgermeister, Landtsfürst ist sein Name gewesen, um die Stadt überaus verdient. Die Franzosen und deren Wirthe, die Württemberger, schöpften die armen Kremser außerordentlich. Nicht weniger als 2000 Mann mußten die Kremser erhalten, zwei Divisionäre und zahlreiche Brigadiere wohnten daselbst und es waren harte Tage, die die Kremser zu erdulden hatten, mußten doch täglich 22,000 Portionen Brod und Fleisch, 200 Eimer Wein geliefert werden, und die Franzosen, die in Krems wohnten, wollten den besten Wein und die besten Speisen auf ihren Tischen haben. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß ein tiefer Haß gegen das übermüthige Volk in den Herzen der kaiserlichen Bevölkerung sich einnistete.

Damals lebte in der Stadt ein Leederer, Namens Carl Manhart, ein Mann, der treu und brav wie alle Kremser, zu seinem Kaiser hielt, der mit tiefem Schmerze sah, wie die Eroberer in Krems und im ganzen Viertel walteten und schalteten. Manhart war ein Witwer und seine einzige Freude war seine Lini, seine schöne blonde Tochter, ein reizendes, blauäugiges Mädchen mit weichem, goldenem Haar, eines der schönsten Kinder, die damals in Krems zu finden waren. Es war selbstverständlich, daß die schöne Lini das Auge so manchen tapferen Kriegers des Kaisers der Franzosen auf sich zog, und insbesondere war es der Lieutenant Aubry, ein pechschwarzer Südfranzose, dessen Blut die blonde deutsche Maid zum Sieden brachte. Manhart war bei dem Gouverneur schlecht angeschrieben. Der alte Mann nahm sich kein Blatt vor den Mund und schimpfte in den Wirtshäusern weidlich darauf los, hieß die Franzosen Blutsauger, und wenn die Lini um Gottes Willen bat, er möge doch auf sein eigenes Leben achten, da meinte der alte Leederer: „Laß gut sein; liegen so viele brave, gute Soldaten unseres Kaisers in kühler Erde, auf einen mehr oder weniger kommt es nicht an.“ Und Manhart polterte und schimpfte fort.

Es ist traurig, es zu sagen, aber wir wollen uns ja nur genau an die Historie halten, und so muß es auch konstatirt werden, daß sich leider unter der einheimischen Bevölkerung Denunzianten fanden, die die eigenen Bürger verrieten, und eines schönen Tages bei Morgengrauen hielten drei Gendarmen vor dem Thore Manharts Wache und Lieutenant Aubry pochte an das verschlossene Thor seiner Lini.

Lini erschien beim Fenster. Sie fuhr erschreckt zurück, als sie den Lieutenant in voller Uniform und die Gendarmen, welche, Pistolen schußbereit vor sich haltend, unbeweglich wie die Säulen dastanden, sah. Einer der Gendarmen war ein Elsässer und rief zu dem Mädchen, dessen goldiges Haar aufgelöst über Nacken und Schulter in reichen Wellen floß:

„Im Namen des Kaisers der Franzosen öffnen Sie! Karl Manhart ist unser Gefangener!“

„Nie und nimmer! Nur über meine Leiche geht der Weg zu meinem Vater!“

Einige Kolbenschläge genügten, um das Thor zu sprengen und Lieutenant Aubry stürmte mit den Gendarmen über die Treppe des ersten Stockwerkes, wo das Gemach des Manhart sich befand. Der Franzose war in der Nähe seiner Angebeteten.

Sein Auge leuchtete, seine Wangen glühten. Noch einige Schritte und er stand vor ihr. Lini war schöner denn je. Sie hatte nur rasch ein Tuch über die Schultern geworfen, das Haar in Eile emporgesteckt. Wie sie da stand, hochgehobenen Auges vor Aubry, das Gesicht freibleich, da schien sie ihm wie eine Statue aus blendendem Marmor.

„Herr Lieutenant, Sie kommen, um meinen Vater zu verhaften,“ sagte die Lini in einem guten Französisch, denn der Vater hatte etwas darauf verwendet, daß seine Tochter eine gute Erziehung erhalte.

„Ja, mein Fräulein, und ich muß Sie um Verzeihung bitten, wenn ich derjenige bin, der diesen Befehl zur Ausführung zu bringen hat; aber ich bin Soldat, ich muß gehorchen, so unglücklich es mich auch macht, Ihnen diesen Schmerz bereiten zu müssen.“

Die großen blauen Augen Linis füllten sich mit Thränen. In ihrem Gesichte zuckte es und dieses Zucken deutete auf furchtbare Kämpfe hin, die in ihrem Innern tobten.

„Würden Sie mir eine Unterredung unter vier Augen gewähren?“ sagte sie.

„Dazu habe ich das Recht, mein Fräulein.“

Er winkte den Gendarmen abzutreten, und diese machten Recht und verließen das Zimmer und Lini blieb mit dem französischen Offizier allein.

„Herr Lieutenant,“ begann sie und ihre Stimme zitterte vor Aufregung, „im nächsten Zimmer schläft mein Vater. Sie sehen, daß er gut schläft, wenn er bis jetzt noch nicht aufgewacht ist, er hat ein gutes Gewissen. Wessen beschuldigt man meinen Vater?“

„Er soll sich in überaus lästerlicher Weise über unseren Kaiser Napoleon und über die französischen Soldaten ausgesprochen haben.“

„Und welche Strafe erwartet ihn?“

Aubry wurde verlegen.

„Sagen Sie es gerade heraus, Herr Lieutenant, ich bitte Sie darum.“

„Sie wissen, Fräulein, daß man im Kriege nicht viel Geschichten macht?“

„Also wird er erschossen!“ vollendete Lini den Satz.

„Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich.“

Lini hielt sich, einige Schritte zurücktaumelnd, an die Lehne des hinter ihr stehenden Sessels, sie war nahe daran, umzustoßen, aber im nächsten Momente richtete sie sich wieder empor und sagte: „Herr Lieutenant, würde man auch Ihren Schwiegervater erschießen?“

Aubry schaute mit verklärtem Blicke auf das Mädchen. Er breitete die Arme aus und rief: „O, meine Holde, ich verstehe, was Du meinst, ich werde alles Mögliche thun, um ihn zu retten.“

„Thun Sie es, Herr Lieutenant, ich bitte Sie darum. Vielleicht ist es möglich, die Verhaftung aufzuschieben. Ich bürgе dafür, daß mein Vater das Haus nicht verläßt. An dem Tage, da mein Vater frei ist und nichts zu fürchten hat, sei diese Hand die Ihre für das Leben.“

„Für das Leben, für das ganze Leben!“ jauchzte Aubry, schloß Lini stürmisch in seine Arme und verließ mit den Gendarmen das Haus. Lini aber brach zusammen und weinte, aber da der Vater erwachte, wischte sie rasch die Thränen von den Augen und trat ihm lächelnd entgegen. Der alte Mann ahnte nicht, was sich inzwischen zugetragen. Aber endlich mußte Lini ihm es sagen, und da Manhart erfuhr, daß er Zimmerarrest habe, wollte er polternd dagegen protestieren, aber Lini duldete keine Widerrede und mit aller Energie wußte sie es zu verhindern, daß Manhart das Zimmer verlasse. „Und noch mehr werde ich dir sagen, Vater. Weißt du, daß durch dein Geschimpf und dein unnützes Gerede du aus mir die Braut eines französischen Offiziers gemacht hast?“

Der alte Mann griff sich an den Kopf. „Das ist nicht

möglich, daß du die Frau eines Franzosen wirst. Nie und nimmer! Da laß' ich mich lieber von fünfzig Kugeln durchlöchern, daß mein Kopf aussteht, wie ein Sieb, als ich das zugebe.“

„Es muß sein! Aubry scheint mir ein braver Mann zu sein. Weiß ich auch, daß ich fluchbeladen von dannen gehe, werde ich doch dem Franzosen die Hand geben! Das Wort muß man halten, wenn man es auch dem Feinde gegeben hat.“

„Er ist auch nicht ehrlich,“ polterte der alte Mann, aber in demselben Momente legte sich die weiche Hand Linis auf seinen Mund und verschloß denselben.

„Willst du ruhig sein oder willst du dich zum zweitenmale um deinen Kopf bringen?“

„Um diesen Preis will ich gar nichts.“

Manhart ging in seine Stube und warf sich in den breiten Lehnstuhl.

Des anderen Tages kam Aubry freudestrahlend zu Lini und erklärte ihr, Clapared, der Divisionär von Krems, habe den alten Manhart begnadigt.

„So biete ich Ihnen meine Hand, bestimmen Sie selbst, wann unsere Hochzeit sein soll.“

„Sobald als möglich, mein Schatz,“ erwiderte Aubry und küßte das Mädchen voll Innigkeit.

Man kann sich leicht denken, welche Aufregung in Krems herrschte, als man erfuhr, daß das schöne Mädchen die Braut eines Franzosen sei. Diese Aufregung verwandelte sich in tiefes Mitleid, als die Motive der That bekannt wurden. General Clapared bot sich als Beistand des Herrn Aubry an.

Der 15. August war zum Hochzeitstage bestimmt. An diesem Tage nämlich wollte Napoleon von Wien nach Göttingen und von dort über die fliegende Brücke in das Lager von Rohrendorf kommen. Lini zitterte diesem Tage mit Bangen und mit Furcht entgegen. Am 5. August wurde das Kremsjer Volk alarmirt, daß die Bauern des Viertels sich erhoben hätten, um gegen die fortgesetzten Requisitionen, welche das Volk geradezu ausraubten, zu demonstrieren. Eine Abteilung wurde rasch nach der „insurgirten Gegend“ geschickt und Lieutenant Aubry mußte mitmarschieren. Es zeigte sich, daß eine Anzahl von marodirendem Volke aller Nationalitäten sich zusammengefunden hatte, und nach einigen Schüssen war das Gefindel zerprengt. Aber auch die Marodeurs waren mit Waffen versehen und auch sie schossen. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß eine Kugel den Lieutenant in die Brust traf. Er war der einzige Tote, den die Franzosen bei diesem Streifzuge verloren hatten. Lini war frei. Napoleon kam am 15. August in das Lager von Rohrendorf, aber die Hochzeit Linis fand nicht statt.

Am 15. Oktober verließen die Franzosen Krems. Einige Tage darauf ging Lini in das Kloster, um ihr Leben dem Dienste der leidenden Menschheit zu weihen. Aus der Franzosenbraut war eine Braut Gottes geworden, und unvergessen lebt im Volke von Krems noch heute die Geschichte von der Lini Manhart, der Franzosenbraut von Anno 1809.

Dr. Ludwig August Brüel.

Ein treues, vielbewährtes Mitglied hat die Centrumsfraktion des Reichstages und des preussischen Landtages am 29. Februar durch den Tod verloren, Herrn Dr. Ludwig August Brüel, Geheimrer Regierungsrat a. D. Er wurde in Hannover am 20. Dezember 1818 geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums lag er von 1836 bis 39 dem Rechtsstudium in Göttingen ob, wurde 1863 Generalsekretär (Unterstaatssekretär) im hannoverschen Kultusministerium und 1866 von der Zeit der preussischen Besetzung bis zur Annexion Hannovers stellvertretender Kultusminister. Hierauf fungierte er als Direktor des Kultusdepartements bei der hannoverschen Civiladministration, bis seine im Jahre 1868 auf Ansuchen erfolgte Entlassung aus dem aktiven Dienst erfolgte. Dr. Brüel ist als Vertreter des hannoverschen Kreises Welle-Byburg seit 1870 ununterbrochen im Landtage und Hospitant des Centrums. Im Reichstage vertrat er von 1874—84 die Stadt Hannover, von 1890—93 den Kreis Bückow-Melzen. Brüel, protestantischer Konfession, ist wegen seiner echt christlichen Ueberzeugung im Centrum hochgeachtet und war einer der intimsten Freunde Windthorst's; dem hochverdienten Führer der deutschen Katholiken stand er stets treu in der Arbeit zur Seite, besonders wenn es galt, Anträge und Resolutionen vorzubereiten und zu formulieren. Er trat öfter energisch und geschickt für das alte Welfenhaus in Hannover gegen die Angriffe seiner nationalliberalen Landsleute ein. Auch bei der Beratung der neuen Verwaltungsgeetze im preussischen Abgeordnetenhaus hat sich Dr. Brüel große Verdienste erworben.

Zur Belehrung und Unterhaltung.

— Das fatale Trinkgeld. (Dazu unser Bild auf Seite 92.)

—, vergebens warf
Hoch von der Zinne des chloppischen Mauerwells
Der Wächter einen trinkgelbhoffnungsvollen Blick;
Er schritt vorbei und gab ihm — nichts

So singt Viktor v. Scheffel in seinem köstlichen „Pumpus von Perusia“ und liefert damit gleichzeitig den Beweis, daß die Sitte des Trinkgelbgebens wohl schon eine recht alte ist, älter sogar als die Erfindung des „Anpumpens“, denn jener edle Pumpus von Perusia war bekanntlich der erste Held, welcher im Walde von Suesfula einen andern Helden anpumpt, nachdem er sein ganzes Geld im Wirtshaus zur Ghimära hatte draufgehen lassen.

Es darf bei der durchaus noblen Natur dieses edlen Ritters übrigens mit unbedingter Sicherheit angenommen werden, daß er dem Wächter auch einiges etruskische Kleingeld behändigt haben würde, wenn er nur — welches gehabt hätte! denn, man mag nun über die Trinkgeldfrage denken, wie man will, — noblesse oblige! und so lange es überhaupt noch Geld auf der Welt gibt, wird es auch Trinkgelber geben.

Eine der Hauptsachen beim Trinkgelbgeben besteht nun auch in der Art und Weise, wie man dasselbe gibt, denn ein Trinkgeld ist eine Wohlthätigkeitsbezeugung und darf nie beleidigend wirken. Der Berliner Philister, wenn er seine große Welsche mit dem obligaten kleinen, kalten Kümml bezahlt, pflegt dem „dienstbaren Geist“ mit wohlwollender Miene extra noch einen Kunden hinzuschieben mit der freundlichen Bemerkung: „Da, kooßen Se sich en Rittergut!“ oder er spricht eine gutgemeinte Warnung aus, indem er äußert: „Hier, Frikke! aberst nich in Seft vernaschen!“ — Das ist so die richtige Manier, wie man Trinkgelber geben soll, während der ungehobelte Brod, der vielleicht selbst durch Trinkgelber groß geworden ist, mit lautdröhnender Stimme durchs ganze Lokal ruft: „Stebzehn Mark und achtzig Pfennige macht die Feschichte? Na, dann behalten Se man gleich den ganzen Zwanzigmärker! Sie sehen so aus, als ob Sie's jut brauchen können!“ Das ist roh und beleidigend sowohl für den Trinkgelbempfänger, als auch für die andern Gäste.

Als dasjenige Land, in welchem die Trinkgelbgeberei allerdings zu einer wahren, ich möchte fast sagen, Epidemie geworden ist, muß leider unser liebes Frankreich bezeichnet werden. In Paris wenigstens hat diese Unsitte, wie man es in diesem Falle ruhig bezeichnen kann, derartig um sich gegriffen, daß Statistiker ausgerechnet haben, es würden daselbst täglich mindestens 100 000 Franken an Trinkgeldern ausgegeben.

Ueberhaupt muß man im schönen Paris fast für jede Handreichung noch extra blechen. In ganz vorzüglicher Weise strakte daselbst mal ein Fremder einen unverschämten Zahnkünstler, dem er für eine kleine unbedeutende Mühe ein „honorar“ von zehn Franken auf den Tisch gelegt hatte. „Ist das für meinen Hausdiener?“ fragte der hohle Zahn-Virtuos in impertinenter Weise. „Ich bewahre,“ entgegnete kaltblütig der Fremde, „das ist für Sie beide zusammen!“

So ist es im heutigen Paris. Aber auch im alten Frankreich scheint man bereits auf ein gutes Trinkgeld gehalten zu haben, wenn wir unsern Künstler Vertrauen schenken dürfen, der uns in äußerst charakteristischer Weise eine Szene aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts vor Augen führt. Man nannte die Sache seiner Zeit noch „douceur“, ein Ausdruck, der in Frankreich wenigstens, heutzutage veraltet ist. Die wörtliche Uebersetzung davon ist „Süßigkeit“, und mag dies ja, was den Empfänger angeht, meistens zutreffen; dem alten Herrn aber, der auf unsrem Bilde seine süßen Silberlinge mit einer gewissen Behmut noch einmal vor ihrem Schelden durchzählt, scheint die Geschichte doch „recht bitter“ vorzukommen. Trotz seiner mächtigen Allonge-Perrücke möchte man ihn kaum für einen — „Trinkgeldaristokraten“ halten!

— Scharfrichterbesoldung in Basel in den Jahren 1400 bis 1500. „Dem Scharfrichter soll“, bestimmte die alte damalige Städteordnung, „alle Wochen 8 Schilling, so er nicht im Spiel ist, außer Holz, etwas Rodengeld und Haus und Hof werden. Hat er aber Spiel, so giebt man ihm von dem Rade 1 Pfennig, vom Sieben 1 Pfg., von Pfählen 1 Pfg., vom Brennen 1 Pfg., vom Hauen 10 Schilling, vom Henken 1 Pfg., von Einem zum Viertellen 2 Pfg., die Viertelle zu führen und aufzurichten 16 Schilling, vom Ertränken 10 Schilling, vom Blenden (der Augen) 5 Schilling, Einen, der sich selbst getödtet, in ein Faß zu schlagen und in den Rhein zu werfen 10 Schilling, Einen zu schwämmen 5 Schilling, und die Zunge auszuscheiden 5 Schilling, vom Ohrenabhauen 5 Schilling und eine Hand abzuschlagen 5 Schilling.“ — Das war also alles, für den Scharfrichter oder Scharfrichter — ein Spiel! — Gegen Ende des 14. Jahrhunderts bekam er noch einen größeren Spielraum. „Von Einem“, heißt es da, „so man die Zangen pfeket, von jedem Stillhalten, da der Scharfrichter pfeket, 5 Schilling, von Einem in das Halsseisen zu stellen, 5 Schilling, von Einem mit Ruten auszuschlagen, 5 Schilling.“ An

Gelegenheit so zu spielen, mag es dem guten Manne in der damaligen barbarischen Zeit nicht gefehlt haben.

— Kinder von heute. Der achtjährige Hans fragt seine Spielgefährtin: „Wie alt bist du denn eigentlich, Klärchen?“ „Sechs“ ist die Antwort. „Oho, sechs! Wer's glaubt! Ihr Weiber macht Euch doch immer jünger!“

— Oliver Wendell Holmes, ein amerikanischer Humorist, that folgenden Ausspruch: Weinende Witwen nehmen am leichtesten einen zweiten Mann; denn nasses Wetter ist der Verpflanzung am günstigsten.

— Sind denn die Eier hier so rar? fragte ein Fürst, dem für eine Portion gekochter Eier ein ungeheuerlicher Betrag auf die Rechnung gesetzt worden war. — Das nicht, erwiderte der Wirt mit tiefer Verbeugung, aber die Fürsten!

— Käufer: Können Sie mir nicht die Adresse des Herrn Arthur Schults mitteilen, welcher diese Empfehlung Ihres berühmten Mittels gegen die Auszehrung geschrieben hat? Er lebt doch in dieser Stadt? Apotheker: Er lebte, bis — Käufer: Bis? Bis er an der Auszehrung gestorben ist.

— Schusterjunge: Ach, Frau Meestern, wat haben Sie for scheene Dogen! Meisterin (geschmeichelt): „Meinst du, Junge?“ Schusterjunge: „Ach, wenn ich die Dogen een einziges Mal uff meine Mittags-Bulljong hätte!“

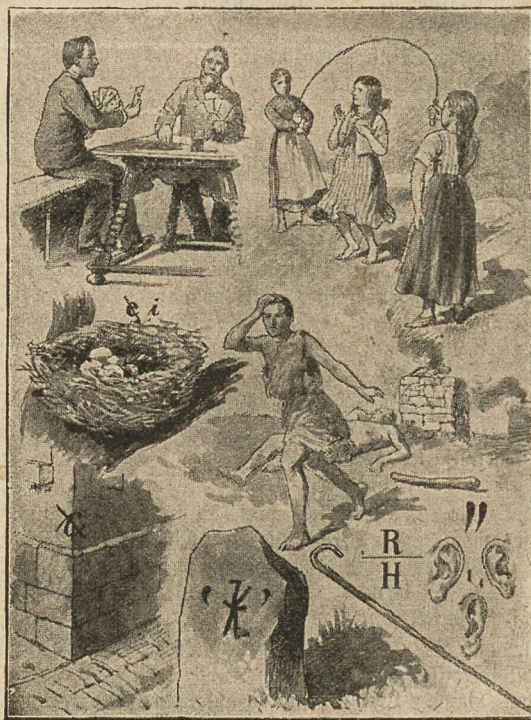
— Frau A.: Denken Sie sich, mein Mann war anfangs durchaus dagegen, daß wir den Maskenball besuchen sollten. Er meinte, das Amusement wiege die Kosten nicht auf. Frau B.: Und was ver-setzen Sie darauf?“ Töchterchen der Frau A.: Die silbernen Löffel.

Kapselrätsel.

Die Antwort ist in der Frage eingekapselt

1. Wie heißt das Mädchen, das den Strauß von Jasmin nach Hause trug?
2. Wohin fährt dein Freund von Berlin zur Erholung?
3. Wer ist der Dichter des Liedes, das man nach Beendigung des Festmahles singen wird?
4. Was ist der Mann, den alle preisen, der allen etwas schönes sagt?
5. Wer sagt dir, daß du den Kaffee schwarz trinken sollst?

Rebus:



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

Rätsel: SONNE
KABUL
ANGEL
PEGAU
NOTEN

Rebus: Jasminblau.

Verlag von Friedrich Feldbusch in Kleinwig.
Herausgeg. u. reb. von Ludwig Weber, Druck des Düsselb. Volksblatt, Hebe in Düsseldorf.